

TRIANGULUM

*Germanistisches Jahrbuch
für Estland, Lettland und Litauen*

Dritte Folge

Tartu 1996

DEUTSCH VON HEUTE

Zum Wandel des Sprachgebrauchs am Beispiel der Jugendsprache

Ludwig M. Eichinger, Passau

1. Das Deutsch von heute¹

1.1. Beispiele

Obwohl man das Gefühl hat, es habe sich im Gebrauch unserer Sprache gegenüber noch gar nicht so lange vergangenen Zeiten einiges geändert, fällt es nicht leicht, einigermaßen präzise zu umreißen, wie das Deutsche von heute aussieht. Selbst wenn man versucht, Texte zusammenzustellen, die ein besonders "heutiges" Deutsch zeigen, bekommt man ein einigermaßen disparates Bild. Am auffälligsten und medial am deutlichsten präsent sind wohl sprachliche Ausdrucksweisen, die von Entformalisierung und Lockerung unseres Sprachverhaltens zeugen. Vielleicht sieht unter diesem Gesichtspunkt das Deutsch von heute so aus wie in jener Parodie von Jugendsprache, welche das "Streiflicht" der Süddeutschen Zeitung am 3. Mai 1996 entwirft:

Halllllohh, junge Leute [...] Ihr seid einfach Klasse. Großartig. Eine konfliktscheue Bande, angewidert von jeglicher Politik und angepaßt bis zum Gehtrichtmeh. Eure Lebensziele folgen denjenigen Eurer Eltern. Haus.

¹ Der vorliegende Beitrag wurde in Vortragsform belassen — nicht zuletzt, um das Vorläufige der ausgeführten Überlegungen zu betonen. Er kann daher selbst nur in Maßen als Beleg für die Informalisierung der Textsorte "wissenschaftlicher Beitrag" gelten.

Geld. Freizeit. Bravo! Aber Ihr mixt gern. Das Leben ist Comedy. Spaß eben. Unsere Bosse mit dem unaussprechlichen Namen [...] haben ein lustiges Beispiel parat. Dafür. Parat heißt: in die Welt gesetzt. Junge Leute jonglieren mit den "Kulturen", wie sie es nennen. Heute Karneval am Rhein. Morgen Techno-Konzert. Übermorgen Tennis mit den Eltern. Das ist der reine Wahnsinn. Erste Sahne. Hätten wir uns nie getraut. Unser Erlebnis-Cocktail war blödsinnig abartig: Heute "Mann ohne Eigenschaften". Morgen "Für Elise" im Klavierunterricht. Übermorgen heimlich poussieren in der herbstkalten Laube. Bloß nix mit den Alten. Und weg von denen. Zu Fuß. Weil wir kein Auto hatten. Wahrscheinlich sind wir deshalb so verkorkst. Unsere Bosse [...] wissen noch mehr. Daß Ihr Zeitungen mögt. Vorausgesetzt die bringen Sport, Multimedia und Freizeittips. Schlimmer noch: Ihr haltet unsere Rascheldinger für glaubwürdig. Na gut, Politik interessiert Euch nicht — und das nächste Konzert von Take that ist Samstag in der Olympiahalle. Außerdem haben wir Euch zum Fressen gern. Wegen Eurer Knete. Und weil Ihr als Kaufberater der Familien die Anzeigen studiert.

Hallllllohhhh zum vierten ... Sind die Kids endlich zu Doc Martens? Oder in Ohnmacht gefallen? Dann können wir offen reden. Wie gewohnt. Comedy-Kurzsätze hält ja niemand aus. Auf Dauer. Oder durch. Machen wir uns nichts vor. Die Schrazen haben gewonnen. Ein großes Magazin traut sich nicht mehr, Photos von "alten Männern" zu veröffentlichen. Und ein Volk, welches Fünfundvierzigjährige als zu alt für jede Art von Tätigkeit einschätzt — ein solches Volk hat vor der Jugend kapituliert. Bedingungslos. Und verdient es nicht besser. (Letzte Hoffnung: Es sind bloß achtzig dieser jungen Lebenskünstler befragt worden).

Kurze Sätze, keine Nebensätze, verbunden mit inhaltlicher Kulturlosigkeit — die Kritik an diesen scheinbar so einfach als Verfallserscheinungen zu deutenden Phänomenen wird uns gleich mitgeliefert. Aber auch am anderen Ende, dem der fachlich spezialisierten Schriftlichkeit haben wir "heutige" Codierungsgewohnheiten, die von unserer Vorstellung einer normalen mittleren Sprachlage ebensoweit abweichen. So stehen wir als Leser vor einer literaturwissenschaftlichen Textstelle wie der vorliegenden vielleicht nicht weniger erstaunt als vor so mancher jugendsprachlicher Eigenheit:

Ich wähle im folgenden unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Interpretation der Natur im Rahmen menschlichen Selbstverständnisses zwei Beispiele aus der Aufklärungszeit aus und versuche, ihre gemeinhin nicht vermutete Anknüpfung oder nicht vermutete Art der Anknüpfung an Lehrstücke der Antike und des Mittelalters aufzuweisen: nämlich Rousseaus Konzept des Naturgesetzes im 2. "Discours" und Kants Argument gegen einen naturalistischen Selbsthaß der Vernunft zu Beginn seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten, beides bezogen auf die stoische Oikeiosislehre und ihre Verarbeitung durch Thomas von Aquin. [...] Mit meinen Bemerkungen zur Geschichte des Lehrstücks von den *inclinationes naturales* im Rahmen der praktischen Philosophie möchte ich weder eine Leugnung noch eine Bestätigung bestimmter zur Zeit im Schwange befindlicher Reden von Zäsuren, Epochenschwellen oder Paradigmenwechseln im Naturverständnis von Naturphilosophie bzw. Naturwissenschaft(en) zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit zum Ausdruck bringen. (Forschner 1990, S. 95)

Vor allem der zweite Satz dieses Textes präsentiert in Reinkultur als modern geltende fachsprachliche Kondensierungstechniken; die nominale Dehnung des Prädikats z.B.: wo der Autor sagen will, er möchte bestimmte Redeweisen weder leugnen noch bestätigen, schreibt er nicht bloß, daß er *Leugnung* bzw. *Bestätigung* ausdrücken wolle, sondern er aspektualisiert auch das *Ausdrücken* in der Funktionsverbfügung *zum Ausdruck bringen*; das Ganze wird dann noch modalisiert durch das *möchte*. Sowohl die Adverbialbestimmung zu Beginn des Satzes, die mit der Präposition *mit* eingeleitet ist, wie das Objekt sind zwei durch Attribute außerordentlich stark ausgebaute Nominalgruppen, so daß vor allem bei dem Akkusativobjekt mit dem lexikalischen Kern *Reden* die gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Gliedern nicht ganz klar sind.

Wir könnten uns weitere moderne Textsorten ansehen, die nochmals ganz anders aussehen und uns typisch für das heutige Deutsch erscheinen. Was heißt das für den Zustand der deutschen Sprache am Ende des 20. Jahrhunderts?

1.2. Die neue Unübersichtlichkeit

Die deutsche Sprache, wie sie uns jetzt entgegentritt, ist vielgestaltig. Sie ist so vielgestaltig, wird sie doch in einer Gesellschaft verwendet, die sprachlich viele und vielfältige Anforderungen an uns stellt. Wir müssen versuchen, diesen Anforderungen nachzukommen, wenn wir in den verschiedenen Rollen und den damit verbundenen Situationen, in die wir kommen, angemessen wahrnehmen, wahrgenommen werden, agieren und reagieren wollen. Das erfordert heutzutage größere Variabilität, da diese Vielfalt von Anforderungen nicht mehr einfach überdacht ist vom Konsens darüber, ein bestimmtes, bildungsbürgerlich geprägtes Sprach- und Kommunikationsverhalten erwachsener Menschen sei die Idealnorm, an der sich auch andere Verwendungen messen lassen müßten.

Vielmehr drängen nunmehr auch andere gesellschaftliche Gruppen und ihre Vertreter darauf, auch ihre konkurrierenden Verhaltensmuster hätten den gleichen Anspruch auf gesellschaftliche Gültigkeit wie die traditionellen Normen, die in dieser Auseinandersetzung gerne mit dem Stigma des Unnatürlichen, Verschrobenen und Altertümlichen versehen werden. Das sprachliche Verhalten ist dabei nur ein Teil der gesamten alltagsästhetischen Inszenierung des Einzelnen. Diese individuelle Einordnung in größere Zusammenhänge wird gesamtgesellschaftlich in den letzten Jahren deswegen bedeutsamer, da unsere Gesellschaft einem Prozeß des Zerfalls bzw. der Zergliederung in individuelle Muster des Rollenverhaltens unterliegt. Die Individualsoziologie hat in den letzten Jahren gezeigt, daß diese "Individualisierung" der Gesellschaft es nicht mehr erlaubt, sich in einfacher und automatischer Weise auf die Traditionen einer Gesellschaft, ja gar einer Gemeinschaft zu beziehen, um den eigenen Lebenszuschnitt zu bestimmen oder zu rechtfertigen. Vielmehr kann man und muß man selbst wählen, welchen kommunikativen Standards man folgen möchte. Das hat zur Folge, daß man auch, wo man einfach nur dahinzuleben scheint, so interpretiert wird, als hätte man diesen Lebensstil und seine jeweiligen Äußerungen gewählt. Wenn auch die Bedeutung der ökonomischen Differenzen für die Alltagsrepräsentation zurückgeht, ist aber doch offenkundig, daß unter ähnlichen äußeren und daher auch ökonomischen Bedingungen mehrheitlich auch analoge Varianten der Alltagsästhetik auftreten. Bildung, Alter, aber auch Beruf und Wohlstand setzen den Rahmen, innerhalb dessen wir mit unserer Wahl agieren. Diese Bedingungen der objektiven Lebenswelt und die Tatsache, daß wir doch nicht so einfach aus der Geschichte unserer Gesellschaft aussteigen können,

haben zur Folge, daß sich in der gesellschaftlichen Struktur der deutschsprachigen Länder trotzdem nicht beliebig viele Subkulturen gleichen Geltungsanspruchs ausbilden. Das wäre ja auch sowohl für die Identitätsstabilisierung in der Gruppe wie für eine gewisse Übersicht zumindest über die gesellschaftliche Nachbarschaft kontraproduktiv.

1.3. Ein Beschreibungsversuch

Der Soziologe Gerhard Schulze hat diese mittleren Strukturen zwischen Individuum und Konventionalität genauer untersucht und kommt zu einer Beschreibung, die es uns erlaubt zu verstehen, warum uns die zum Anfang zitierten Texte als besonders typische Beispiele für heutiges Deutsch erscheinen. Dabei findet er in der Menge der individuellen Lebensziele Agglomerationen, d.h. Stellen, an denen sich Muster zusammenballen, die sich in fünf Bereichen um drei grundlegende Dimensionen anlagern. Bei den Dimensionen handelt es sich um das Hochkulturschema, das Trivialschema und das Spannungsschema. Die fünf Bereiche, welche verschiedene Lebensstile charakterisieren, werden von Schulze Milieus genannt. In diesen Milieus werden all die charakteristischen Merkmale zusammengefaßt, mit denen man symbolisiert, wie man gesellschaftlich wahrgenommen werden will. Der Eindruck einer höheren Vielfalt im Sprachgebrauch ist dann ein Zeichen dafür, daß mehr und neue Arten der Selbstsymbolisierung mit Anspruch auf öffentliche Anerkennung miteinander konkurrieren.

Dabei scheinen zunächst Alter und Bildung die Leitkriterien zu sein, die in ihrer Kombination von "Alter" und "Jugend" bzw. "Bildung" und "wenig Bildung" zu einer vierfachen Unterteilung führen. Dazu kommt dann noch eine Gruppe mit mittlerer Bildung innerhalb der Kategorie "Alter", der bei den Teilen der Bevölkerung, die durch "Jugend" charakterisiert sind, nichts gegenübersteht.

Mit den Merkmalen "Alter" und "Bildung" ist das von Schulze sogenannte Niveaumilieu (s. Schulze 1993, S. 283 f.) verbunden. Es handle sich dabei um eine modernisierte Fassung des traditionellen Bildungsbürgertums. Die besondere Stellung dieser Bevölkerungsgruppe in der Entwicklung der deutschen Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert im Vergleich mit den Nachbargesellschaften ist von Hans-Ulrich Wehler (1987) ausführlich dargestellt worden — hier soll daher nicht weiter darauf eingegangen werden. Positivere Bewertungen in diesem Milieu sind aufgrund dieser Tradition eindeutig

auf das Hochkulturschema ausgerichtet und geprägt von der "Dimension der Hierarchie"; "strukturierendes Prinzip ist der feine Unterschied, die Abstufung zwischen höher und tiefer, die in einem außenverankerten Ich-Welt-Bezug mit verschiedenen parallel verlaufenden Rangordnungen eingebettet ist: Beruf, Bildung, Einkommen, Besitz, Geschmack, Sprachcodes, Konversation, Bekanntschaften, veranstaltete Kultur, Umgangsformen, körperliche Erscheinung, Kleidung" (Schulze 1993, S. 284).

In unserer Gesellschaft ist mit diesem Kulturstil sprachlich eine zurückhaltende Orientierung an standardsprachlichen Normen und ihre Fähigkeit zur unauffällig höflichen Variation verbunden: "das Äußere ist gepflegt, die Sprache gehoben, die Umgangsformen sind gut" (ebd.). Dieses Verhalten ist allerdings nicht nur als konservativ zu beschreiben, so ist sprachlicherseits damit durchaus etwa jene Verfachlichung des Sprechens verträglich, die ja auch oft für ein Merkmal des modernen Deutsch gehalten wird. Nicht umsonst verbinden wir den oben zitierten zweiten Text am ehesten mit diesem Niveaumilieu. Das mit dem dort vorkommenden Stil verbundene Versprechen von Rationalität ist für die Lebensansicht dieses Milieus kompatibel. Im kulturellen Bereich entspricht dem eine Neigung zu avantgardistischen Konzepten, die ja generell das Wie über das Was stellen: "Deshalb hat Kunst, die auf gar nichts hinaus will, sondern nur noch in der Handhabung formaler Möglichkeiten besteht, gute Absatzchancen" (Schulze 1993, S. 289).

Als Sprecher lassen sich die Angehörigen dieses Milieus in etwa mit den Merkmalen charakterisieren, die Heinrich Löffler (1995, S. 166), dem "Bildungsbürger" zuschreibt. Das Vorherrschen eines hochsprachlichen Diskursmusters, die Möglichkeit zur Differenzierung in Verbindung mit einem reflexiv bewertenden Gesamtgestus, das ist es, was das Interaktionsverhalten dieses Milieus prägt. Die soziolinguistische Charakteristik solcher Schichten hebt besonders hervor, daß der "durchschnittliche Bildungsbürger oder Mittelschichtsprecher in der Lage [sei], mehrere Stillagen zu realisieren oder doch als mögliche 'Rollenverhalten' zu unterscheiden" (Löffler 1995, S. 166). Zentral in dem Varietätenspektrum dieser Sprecher und Schreiber seien zwei Normallagen, und zwar zum ersten die öffentliche Normallage, die als höflich, wohlgesetzt und sprachbewußt beschrieben wird. Der so angedeutete zurückhaltende Typus von höflichem Verhalten verweist auf die Bedeutung von Grundmustern wie Kontemplation und Reflexion in diesem Milieu, die generelle Distanzierung und Negativbewertung von "Unruhigem".

Diese leichte Distanziertheit, die ja mit einer gewissen Neigung zu hierarchisierenden Werten verbunden ist, wird nicht immer positiv wahrgenommen, sie läßt "jene Aura des Taxierens, Moralisierens, Pädagogisierens entstehen [...], jene meist in Freundlichkeit gepackte Routine unfreundlicher Bewertung, die auf Außenstehende teils angsterregend wirkt [...], teils provozierend, teils abschreckend, oft borniert" (Schulze 1993, S. 284). Diese Aussage gilt generell wohl auch für die zweite sprachliche Normallage dieses Milieus, die private, welche weniger kontrolliert, regional eingefärbt und umgangssprachlich sei. Daneben haben diese Nachfahren des Bildungsbürgertums noch mindestens zwei höhere Repertoires, eines für förmliche und institutionelle Anforderungen, das andere für literarische und rituelle Kommunikation. Variation existiert letztlich auch in der anderen Richtung, wobei ein Unterniveau zur Verfügung stehe, das lässig und salopp einherkommt und eine ordinäre Variante grob obszöner und deftiger Kraftausdrücke — die allerdings oft durch intertextuellen Bezug aus der eigenen Verantwortung genommen werden. So, wenn etwa die literarische Quelle für entsprechende Ausdrücke statt des Ausdrucks selbst genannt wird.

Diesem Milieu wird bei gleicher Kategorie des Alters als anderer Pol (mit "wenig Bildung") das Harmoniemilieu entgegengesetzt, das mit dem Genußschema der Gemütlichkeit, Lebensphilosophie der Harmonie und der Nähe zum Trivialschema viele Elemente zeigt, die man schichtensoziologisch der Unterschicht zugeschrieben hatte. So findet sich auch die Beschreibung des Sprachgebrauchs dieser Gruppe am ehesten noch bei den Ausführungen, welche die Soziolinguistik zum sprachlichen Verhalten der Unterschicht macht. Diese Schicht ist weniger direkt von hochkulturellen Traditionen geprägt, es ist aber eher ein populäres bildungsbürgerliches Mißverständnis, daß damit ein ordinäres Sprachverhalten verbunden sei. Zurecht wird neuerdings festgestellt, daß dieses Milieu, das zahlenmäßig sicherlich eine ganz erhebliche Gruppe der Bevölkerung umfaßt, "nicht nur politisch ein staatreues, konservatives und vom Bürgertum geprägtes Verhalten [zeige], sondern [...] sich auch sprachlich um eine höchst anständige und akzeptierte Ausdrucksweise" bemühe (Löffler 1995, S. 166/67). Unter den veränderten medialen Verhältnissen — vor allem der Öffnung des Fernsehmarktes im letzten Jahrzehnt — hat die öffentliche Wahrnehmung der Sozialsymbolik dieses Milieus erheblich zugenommen. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das Aufkommen und die offenkundig massenhafte Konsumtion von Talkshows mit "einfachen Leuten", die in einem

Teil der privaten Fernsehsender größere Teile des Nachmittagsprogramms abdecken. Mit ihnen gewinnt die öffentliche Sprachlage dieses Milieus einen anderen Status — sie bekommt einen Stellenwert unabhängig von einem Vergleich mit entsprechenden Formen des Niveaumilieus. Denn abgesehen von der jeweiligen sozialen Einschätzung kennt auch dieser Teil unserer Gesellschaft seine zwei Normallagen, eine öffentliche und eine private, die logischerweise ihre eigene, vom Niveaumilieu differenzierte alltagsästhetische Form haben. Dabei ist die öffentliche Variante sprachlich nicht so differenziert wie bei der bildungsbürgerlichen Mittelschicht, sie ist auf der anderen Seite gegenüber der Distanzhöflichkeit des Niveaumilieus stark durch Freundlichkeit, das heißt eine informellere Art von höflichem Verhalten gekennzeichnet. Weil Natürlichkeit in unserer ideologisch partikularisierten Gesellschaft als ein letzter gültiger Rekurs angesehen wird (vgl. Schneider 1993, S. 49), auch weil die jugendlichen Milieus, von denen noch zu reden sein wird, das befördern ebenso wie angelsächsische Exempel, findet auch im deutschen Diskurssystem die direkte Freundlichkeits-Höflichkeit eine relative Aufwertung gegenüber der traditionell höchstbewerteten Distanz-Höflichkeit. Das gilt wohl nicht für die traditionellen Oberschichten, aber doch für jene Ausschnitte aus unserer Gesellschaft, deren soziales Kapital in ihrer erworbenen Bildung liegt und welche in ihrem ganzen symbolischen Verhalten eine Entformalisierung des gesellschaftlichen Benehmens zeigen, die sich seit den 60er Jahren durchgesetzt hat. Wenn das an dieser Stelle in Termini der Beschreibung gefaßt wird, die Pierre Bourdieu für die "kleinen Unterschiede" gibt, soll das durchaus signalisieren, daß wir die materiale Grundlegung gesellschaftlicher Unterschiede für die deutsche Gesellschaft noch nicht für bedeutungslos halten.

Aber zurück zu den Harmoniestilen, von deren öffentlicher sprachlicher Normallage wir ausgegangen waren: In ihrer privaten Normallage ist das sprachliche Verhalten auf jeden Fall deutlich gruppensprachlich orientiert; in höheren stilistischen Ebenen haben sie im Unterschied zum Niveaumilieu weniger Übung. Auf den "tieferen" Ebenen, z.B. der Beschimpfung, finden sich eher rituelle Entladungsformeln als die in alter Komödientradition für typisch angesehene Grobheit. Wir wollen hier nicht auf Einzelheiten eingehen; bedeutsam für unsere Frage des kommunikativen Wandels ist vor allem, daß Verhaltensweisen, die als gruppenspezifisch zu beschreiben sind und daher früher auch im Autostereotyp der jeweiligen Gruppen als sozial weniger akzeptabel galten, nunmehr

einen höheren Grad an gesellschaftlicher Normalität beanspruchen. Vermutlich gilt das mehr noch als für das Harmonie-Milieu, das eher in Ruhe gelassen werden als öffentliche Außenwirkung entfalten möchte, für jene dritte Abteilung der Alters-Milieus, die Schulze als Integrationsmilieu bezeichnet. Die Verselbständigung dieser Schicht, die man in ihrem symbolischen Inventar als Kompromiß zwischen Niveau- und Harmoniemilieu ansehen könnte, wird mit der Kategorie der mittleren Bildung und einer dieser Bildung entsprechenden Lebenspraxis begründet. Die Entstehung eines solchen selbständigen Milieus zwischen den beschriebenen Polen reflektiert wohl auch die gängige Charakteristik unserer Gesellschaft als eine Art Angestellten-gesellschaft. Nicht umsonst haben die traditionellen gewerk-schaftlichen Organisationen Schwierigkeiten mit dieser Entwicklung, welche die alte Arbeiter-Identität aufzulösen droht. Was von den beiden beschriebenen symbolischen Extremen her wie eine Vermeidung der exzentrischen Merkmale der Hochkultur und der extrem trivialen Merkmale der Harmonie-Kultur aussieht, reflektiert in Wirklichkeit inzwischen die Normalität der westeuropäischen Durchschnittlichkeit in unseren Wohlstandsgesellschaften. Vermutlich ist an dieser Stelle Schulzes Schilderung der gehobenen Reihenhauskultur durch das Hineinwachsen weiterer Generationen in diese Schicht, die ihre kulturelle Geschichte dorthin mitnehmen, schon wieder überholt.

Abgesehen davon, welche alltagsästhetische Auswahl man diesem Milieu zuordnen möchte, bleibt unbestreitbar, daß sich in unserer Gesellschaft eine solche mittlere Ebene eingespielt hat, die in anderen Untersuchungen etwa als die Gruppe der "aufgeschlossenen integrierten Normalbürger" (vgl. Schulze 1993, S. 393) beschrieben wird. Kennzeichnend zu sein scheint für dieses Milieu die zentrale Stellung des Strebens nach Konformität, auch eine prinzipiell hohe Lebenszufriedenheit:

"Antibarbarische und antiexzentrische *Distinktion* [...] fließen zusammen im Selbstgefühl der anständigen Leute, die sich dadurch zusammengehörig fühlen, daß sie besser sind als andere, ohne jedoch aus der Reihe tanzen zu wollen" (Schulze 1993, S. 309).

Bei Schulze wird die Existenz dieses Milieus und seine Zusammengehörigkeit von der gemeinsamen mittleren Bildung ("mittlere Reife") abhängig gemacht — man kann sich fragen, ob damit dieses Leitmerkmal nicht überfordert wird. Vielleicht ist es doch mehr eine

Folge der Normalisierung, wie Hans-Magnus Enzensberger schon vor längerer Zeit so gedeutet hat:

“Diese Gesellschaft ist mittelmäßig. Mittelmäßig sind ihre Machthaber und ihre Kunstwerke, ihre Repräsentanten und ihr Geschmack, ihre Freuden, ihre Meinungen, ihre Architektur, ihre Medien, ihre Ängste, Laster, Leiden und Gebräuche ... Diese Einsicht hat etwas Erlösendes [...] Soziologisch und kulturell ist die Republik durch die unangefochtene Hegemonie der middleclass gekennzeichnet. Die ölfleckartige Ausbreitung dieser unerhört diffusen Klasse war in den Plänen der Theoretiker nicht vorgesehen. Jahrzehntelang galt die Auszehrung, respektive die Proletarisierung des Mittelstandes, vulgo auch Kleinbürger genannt, als ausgemacht. Die widerspenstige Wirklichkeit hat die bekümmerten Prognosen der Konservativen ebenso falsifiziert wie die Sehnsüchte der Marxisten (Enzensberger 1988, S. 258).

Auch wenn man diese “Verteidigung der Normalität” (Enzensberger 1982, S. 207) nicht völlig teilen möchte, wird man zweifeln, ob die mittlere Bildung allein als Leitkriterium für dieses Milieu genügt. Das nicht zuletzt aus dem Grund, als es zunächst als der eigentliche Gegenpol des jugendlichen Spannungsschemas verstanden werden kann. Wenn man so die neuere Sprachentwicklung, wie wir das hier tun wollen, unter dem Aspekt der Verjugendlichung betrachtet, ist die Folie, von der sich die Veränderungen abheben, am ehesten in diesem Integrationsmilieu zu suchen, das mit seiner Hervorhebung von Ordnung und von mittlerer Komplexität seine Normalität auch sprachlich signalisieren will. Diese Folie kommunikativer Unauffälligkeit wird sich im praktischen irgendwo zwischen den Sprachgebräuchen der Ober- und Unterschicht finden, wie wir sie oben nach gängigen soziolinguistischen Beschreibungen geschildert haben. Aufgrund der Entwicklungsrichtung, die unsere Gesellschaft genommen hat und die man mit dem Stichwort der Erlebnisgesellschaft kennzeichnet, werden auf dieser Ebene allmählich sprachliche Anleihen bei den dynamisch orientierteren ehemals jüngeren Stilen genommen. So sind Texte wie der folgende typischer für den jüngeren Teil des Integrationsmilieus als für die folgenden, noch zu besprechenden Jugend-Milieus:

“Sie suchen händeringend einen neuen Job und verschicken deshalb ein Massenmailing mit Ihrer Bewerbung. Aber die Quantität erhöht Ihre Chancen nicht. Wer ein Vorstellungsgespräch haben will, pickt sich eine Handvoll

Unternehmen raus und stimmt Lebenslauf und Anschreiben entsprechend ab. Wenn Sie nie konkret erwähnen, warum Sie ausgerechnet zu dieser Firma passen, landen Ihre Unterlagen unweigerlich am falschen Ort: im Papierkorb der Personalabteilung." (Marie-Claire 8/96, S. 181).

Coolness, Dynamik, aber auch die deutliche Integration in ein gängiges Lebensmuster städtischer Menschen der Lebensmitte kennzeichnen diese Zeilen. Dabei ist in diesen Stil allerlei Mündlichkeit eingegangen: *händeringend* suche man einen *Job*, man will *ein Vorstellungsgespräch haben*, man *pickt* die Unternehmen *raus*, auch *ausgerechnet* und *am falschen Ort landen* tragen denselben stilistischen Wert schriftlich gewordener Mündlichkeit. Trotz dieser Lockerheitssignale handelt es sich nicht um ein richtig jugendliches Register, vielmehr um eine Art von Erwachsensein, das die Individualisierung der Gesellschaft in einer gewissen Phase mitgemacht und in sein höheres Alter mitgenommen hat. Der Konformitätsdruck innerhalb dieser Schicht fordert nun eben nicht mehr die Anpassung an traditionelle Werte, sondern an die Ansprüche einer kreativen Selbstrepräsentation; das kann man schön an den negativen und positiven Bewertungen der angenommenen Arbeitsumwelt sehen, die im selben Textzusammenhang gegeben werden:

"Mythos Nummer 4: Ordnung muß sein

Gestalten Sie Ihren Arbeitsplatz lieber so, daß Sie sich wohl fühlen. Kein kreativer Mensch verwirklicht sich, indem er ständig seinen Schreibtisch aufräumt, Hausmitteilungen ablocht und nicht vergißt, den Gummibaum zu gießen. Er hat eher ein Dartspiel an der Wand, Aktenstapel auf jedem freien Fleck und dazwischen Keksschachteln und Faxe mit den Hausaufgaben der Kinder. Möglicherweise finden das manche Chefs seltsam. Aber viele nehmen es hin, weil aus chaotischen Büros oft die produktivsten Anregungen sprudeln. Da sitzen nämlich Persönlichkeiten drin, die einen eigenen Stil pflegen, unkonventionell denken und sich nicht um Formalitäten kümmern. Riskieren Sie ruhig etwas" (Marie-Claire 8/96, S. 181).

Man kann in diesen Texten, die ja wohl fast ein Jahrzehnt nach der Zeit entstanden sind, zu der Schulze seine Untersuchung durchführte, eine weitere Durchsetzung des Erlebnismodells als eines herrschenden gesellschaftlichen Interpretationsmusters sehen, das

sich als das Generationenmodell der Leute, die damit bereits großgeworden sind, weiter in das Alter hinausschiebt. "Wie ein bequemes Sofa, an das man sich gewöhnt hat, ist das täglich Erlebnisangebot bereits zu selbstverständlich geworden, als daß man den Wunsch danach noch intensiv spüren könnte" (Schulze 1993, S. 543). Dieses Zitat Schulzes vermag zu zeigen, warum die scheinbare Individualität ebenso zur Konformität werden kann wie das ehemals konforme Verhalten. Unverändert bleibt allerdings, daß man je nach anderen Gruppenmerkmalen die einzelnen alltagsästhetischen Signale für die Gruppenzugehörigkeit different auswählt; die Selbstverständlichkeit des Wählenkönnens und die relative Gleichwertigkeit der Wahlmöglichkeiten ergibt sich daraus, daß "in der Erlebniskultur [...] Geschmacksgruppen nebeneinander [existieren], ohne sich in ihrem Denken aufeinander zu beziehen" (Schulze 1993, S. 541).

Wie schon die Entwicklungsrichtung zeigt, in die man das Integrationsmilieu gehen sehen kann, muß diese Selbständigkeit, dieses Selbstbewußtsein mehr noch für die jugendlichen Milieus gelten, die nach Schulze (1993, S. 153 f.) durch das Vorherrschen der Dimension des Spannungsschemas gekennzeichnet sind. Die bisher beschriebenen Milieus hatten sich ja zwischen den beiden anderen grundlegenden Schemata bewegt, die unseren Lebensstil prägen, dem Hochkultur-, und dem Trivialschema. Am Ende konnten wir sehen, daß die prinzipiell vorhandene Distanz zum Spannungsschema hier an einigen Stellen einzubrechen scheint.

2. Jugend

2.1 Die Verselbständigung der Jugend

Damit kommen wir zu etwas grundsätzlich Neuem: das Stichwort ist "Jugendkultur" und ihre Sprache. Eigentlich kann ja der Sprachwissenschaftler nur dazu direkt etwas sagen. Hier muß sich nun eine soziolinguistische Interpretation, welche davon ausgeht, daß in unserer Gesellschaft mehrere alltagsästhetische Symbolisierungsmilieus mit prinzipiell gleichem Geltungsanspruch nebeneinander existiertent, ganz entscheidend von früheren Analysen abheben. Dabei ist es das jugendliche Alter und das Spannungsschema, das den gemeinsamen Duktus von Jugendlichkeit bei den entsprechenden Milieus prägen müßte, — jedoch:

“Je älter die ‘Jüngeren’ werden, desto klarer stellt es sich heraus, daß die Altersdistinktion nur Zeichen für Distinktion zwischen Angepaßten und Individualisten war. Bloßes Etabliertsein, beruflicher Erfolg, Besitz an sich gelten in dieser Distanzierung von den Angepaßten noch nicht als Übel [...] Unentdeckt bleibt meist die dieser Distinktion innewohnende Paradoxie, daß auch Unkonventionalität zur Konvention werden kann” (Schulze 1993, S. 158).

Damit haben wir die fast paradoxe Situation vor uns, daß der Erfolg des Spannungsschemas und seiner Erlebnisweisen und Lebensstile, die zunächst der Jugend eigen waren, zur Gefährdung des so geschaffenen jugendlichen Milieus geführt hat. Genauer gesagt, war es ja so, daß noch in gängigen Forschungen zur sogenannten Jugendsprache die Jugend und ihre Sprache als nicht so stark prägend für die Gesamtinterpretation der Gesellschaft gelten wie die bisher besprochenen Alters-Milieus, da diese Phase und das ihr zugehörige Sprechen eine Durchgangsstation darstellten, die früher oder später zugunsten des Erwachsenenmodells verlassen werde. Die Jugendsprache gilt als das Paradebeispiel einer *transitorischen Gruppensprache*, ihr Wert liege gerade in der entwicklungsbedingten Abgrenzung vom Hauptstrom der gesellschaftlichen Repräsentation, dieser Abgrenzung entspreche unter anderem Blickwinkel die Signalisierung von gruppeninterner Kohärenz (s. Löffler 1995, S. 130–133).

Das heißt, bis vor nicht allzu langer Zeit werden die jugendlichen Symbole der Distanzierung nach dem Muster des immer schon vorhandenen Konflikts zwischen älterer und jüngerer Generation gelesen. Schon im 17. Jahrhundert stellt dazu etwa der französische Moralist La Rochefoucault fest:

“Der größte Teil der jungen Leute hält sich für natürlich, während sie lediglich ungezogen und grobschlächtig sind” (nach Schneider 1993, S. 63).

Und im 18. Jahrhundert assistiert der berühmteste Benimm-Lehrer Deutschlands, Adolf Freiherr Knigge, in seinem klassischen Werk “Über den Umgang mit Menschen”:

“Viele von ihnen kommen mir äußerst ungeschliffen und plump vor. Es scheint mir, als machten sie etwas darin, Bescheidenheit, Höflichkeit und Zartgefühl zu beleidigen, stumm, ungefällig gegen Frauenzimmer und Freunde zu seyn, selbst ihren Körper zu vernachlässigen [...] krumm

und schief und gebückt zu gehen, keine Kunst, keine Wissenschaft gründlich zu lernen" (nach Schneider 1993, S. 63).

Diese Texte schildern aber ganz offenkundig ein Übergangsproblem; das in ihnen kritisierte Verhalten erscheint als eine Deviation auf dem Weg zum eigentlichen und unbestrittenen Ziel, das in den Normen lag, welche die Erwachsenenwelt setzte. Das funktioniert selbst in relativ kritischen Umbruchphasen in unserer bisherigen Geschichte noch: Auch aus den Stürmern und Drängern werden letztlich erwachsene Klassiker, in einer zwar veränderten, aber nicht völlig neuen Erwachsenenwelt.

Durch wesentliche Veränderungen in unserer Gesellschaft, die sich seit dem 2. Weltkrieg abgespielt haben, hat sich die Beziehung der Generationen zu einer viel grundsätzlicheren Auseinandersetzung um konkurrierende Lebensstile verschärft (vgl. dazu Elias 1990, S. 330 f.). Aufgrund der veränderten ökonomischen Verhältnisse, welche der jüngeren Generation einerseits relativ lange Ausbildungszeiten und andererseits eine frühe finanzielle Unabhängigkeit brachten, und aufgrund der Tatsache, daß sich eine eigenständige Symbolwelt der Jugend im Sinne des Spannungsschemas entwickelt hat, wurde *Jugend* auf einmal als eine Lebensphase mit eigener Identität und erweitertem Geltungsbereich angesehen. Man wird diese Entwicklung je nach eigenem Standpunkt zweifellos unterschiedlich bewerten; der eher konservative Denker Alain Finkielkraut räsoniert kritisch über den damit verbundenen Verlust an Rationalität:

"Die Jugendlichen: dieses Volk ist erst in neuerer Zeit in Erscheinung getreten. Bevor es keine Schulen gab, existierte es nicht [...]. Mit der Masseneinschulung ist diese Jugend nicht länger ein bürgerliches Privileg, sondern ein allgemeiner Umstand. Und eine Lebensweise: Geschützt vor dem elterlichen Einfluß durch die Institution Schule und vor der Macht der Lehrer durch die "peer-group", haben die Jugendlichen eine eigene Welt errichten können, ein spiegelverkehrtes Bild der Werte ihrer Umgebung. Lässigkeit der Jeans gegen Kleiderzwang, Comic gegen Literatur, Rockmusik gegen mündlichen Ausdruck: die "junge Kultur", diese Anti-Schule, stellt ihre Stärke und ihre Eigenständigkeit seit den sechziger Jahren unter Beweis [...] die Jugendbewegung [bleibt] ein [...] verbotener Kontinent, der jedem Außenstehenden unbegreiflich ist. [...] für die das Feeling über den Worten .

steht, das Gefühl über den Abstraktionen der Sprache, die Atmosphäre über den reinen und nur rational zugänglichen Bedeutungen, sowie alle Werte, die nichts mit den traditionellen Kriterien der abendländischen Kommunikation zu tun haben und die einen undurchsichtigen Vorhang herunterlassen, eine undurchdringliche Abwehr gegen die mehr oder minder eigennützigen Annäherungsversuche der Erwachsenen." (Finkielkraut 1989, S. 35).

2.2 Phase 1: Jugendsprache als Eigentum der Jugend

Einmal abgesehen von Fragen der Bewertung, die Jugendsprache wird in diesem Status als eine Gruppensprache behandelt, eine Sprachform also, welche die Gruppierung der Jugendlichen exkursiv kennzeichne, dann auch als eine Sondersprache, die — wie die Fachsprachen — bestimmte Sachbereiche sprachlich professionell behandle, und in gewissem Umfang auch als eine Art Geheimsprache, die das vermittelte Wissen von Unbefugten fernhalten solle.

Dabei ist es nicht überraschend, daß die Jugendsprache als eine primär gesprochene Variätet Spezifika zeigt, welche die Lockerheit, die mit dem Erleben im Spannungsschema verbunden ist, in typisch gesprochener Form wiedergibt.

Es seien nur einige Beispiele genannt, wie etwa die Verwendung von verschiedenen Gruß- und Anredeformen, Gesprächspartikeln oder Fluch- und Beteuerungsformeln. Die erkennbare Vielfalt in diesem Bereich wird aus verschiedenen Subkulturen gespeist. Aufgrund der grundsätzlichen anglo-amerikanischen Prägung der Kulturen, die im Spannungsschema zusammengefaßt werden, findet sich hier viel Englisch mit *hi* oder *is ja chow* [sic!; recte vermutlich *show*] würde man sich begrüßen, zitiert der "Spiegel" (29/1996, S. 100) eine junge Teilnehmerin der love parade, apostrophiert als eines der Leitmuster der damit verbundenen Jugend-Bewegung, als *TechnoBabe*. Es findet sich in der deutschen Jugendsprache häufig auch Regionales, die auffällige Häufigkeit der Partikel *wa* im Jugend-Berlinischen oder auch, wenn der "Spiegel" die gerade schon erwähnte Frau zitiert: *Det is einfach so da. Ick fühl mich enorm göttlich darin* (Spiegel 29/1996, S. 100). Je nach Subkultur mögen die Merkmale des seit Richard Sennet analysierten öffentlichen Intimitätsdruck überwiegen, wie etwa im besonders duz-freundlichen Bio-Müsli-Umfeld: *Du grüß dich du*. Etwas genereller gilt offenbar nach wie vor eine gewisse Neigung zu Unverbindlichkeitssignalen,

wie dem *so* oder *irgendwie* in dem folgenden Zitat: *Alles ist irgendwie so horizontal* (Spiegel 29/1996, S. 100); typisch scheint auch weiterhin die Neigung zum Tabubruch verschiedenster Art, der hier nicht ausführlich dokumentiert werden soll. Aber auch jenseits dieser medialen Gesprochenheit, auch in der schriftlichen Umsetzung von Jugendsprache finden sich auffällig viele Gesprochenheitssignale, was z.B. die Formelhaftigkeit und "Unvollständigkeit" der syntaktischen Strukturen angeht. Das "Streiflicht" der Süddeutschen Zeitung, das zu Beginn dieses Beitrags zitiert ist, benutzt gerade diese Merkmale in auffälliger Häufigkeit, um die strukturelle Verarmung der Jugendsprache zu charakterisieren. Aber auch der Autor Cordt Schnibben, der für den "Spiegel" über die love parade in Berlin berichtet, paßt sich sogar in den Reportageteilen seines Texts an solch einen Stil an:

"Man kann die Verzweiflung an den Schreibtischen der Nation verstehen, daß dieser Tanz der Ratten auf dem Müll das große Ding sein wird, was die Großväter in fünfzig Jahren ihren Enkeln aus den Gründungsjahren der neuen Republik erzählen werden. Erst der Mauerfall, dann Christo, dann die love parade, sonst nichts" (Spiegel 29/1996, S. 83).

Neben der Konzentration von Kürzestsätzen am Ende ist hier das formelhafte Prädikat *das große Ding sein* ebenso auffällig wie der äußerst unübliche, fast anakoluthische Anschluß der beiden Nebensätze, die offenkundig eine anreihende, mit vagen Bezügen arbeitende Sprechsyntax schriftlich wiedergeben.

Am meist diskutierten, da am augenfälligsten, sind zweifellos die lexikalischen Besonderheiten der jugendlichen Stile. Diese Auffälligkeit kommt daher, daß erstens Sachverhalte angesprochen werden, welche als jugendspezifisch gelten (sollen) und das, zweitens, in einer Weise, welche deutlich Insider, also Leute, die dazugehören, von solchen trennt, die nicht dazugehören. Auch das wird aus den genannten Gründen häufig durch englischsprachige Ausdrücke geleistet. Die auf den T-Shirts geschriebenen Fahnenwörter der Techno-Bewegung mögen das belegen: *respect*, *looser*, *trouble* steht da oder *be yourself*, *shut your mouth and open your mind* (alle nach Spiegel 29/1996, S. 92 f.). Auch daß die zentrale Musiktechnik dieser Subkultur *Deejaying* heißt, paßt hierher. Das Suffix *-ing* bindet diese neue Bildung in den Bezeichnungstyp für modische Tätigkeiten insgesamt ein — selbst Heißluftballonfahren heißt ja heutzutage *ballooning* — die phonetische Ausschreibung des schon seit

längerem zum *DJ* gekürzten *disc jockeys* kennzeichnet den "Stamm" der *Raver*. Diese Beispiele sind auch deswegen signifikativ, da sich das Spannungsschema insgesamt nach wie vor zentral aus Pop-Kultur-Signalen speist (s. Schulze 1993, S. 746), etwa auch aus dem *science-fiction*-Umfeld:

"Jener Familienvater, der auf der Suche nach seiner Tochter bis in die Unterwelt eines Techno-Klubs vordrang, mußte erfahren, daß sein Herzschrittmacher die rasenden Pulsfrequenzen eines Gabba-Computers nicht überlebte. 'Zutritt für überempfindliche Erdlinge verboten' stand über der Eingangstür" (Spiegel 29/1996, S. 94).

Jenseits der auf bestimmte Inhalte bezogenen Lexik gibt es eine Reihe von vor allem englischen Elementen, die derzeit die Aura von Lockerheit und Coolness als die Ideallhaltung der Jugend transportieren. Jede Handlung von erkennbarer Dynamik heißt *action*, und alles mögliche hat *power*, alle trendigen (!) Beschäftigungen enden auf -*ing*, man entlehnt allerlei Bewertungswörter: In einem Text aus dem Jahr 1993 finden sich Formulierungen wie *die hippe Szene/Zine trifft sich beim abendlichen clubbing* und als Gegenpol einen *alten unhippen Jazzmusiker*, jemand sagt über seine Freundin: *meine Mutter ist ein tougher Cop*. Solche Entlehnungen signalisieren wie auch manche deutschsprachigen Entsprechungen eine lockere Distanziertheit, die gegen ein erwachsenes Feindbild verkrampfter Unnatürlichkeit steht. Diese "Natürlichkeit" findet eine ihrer sprachlichen Entsprechungen in sprachlicher Informalität, in Lockerheit, im verbalen Tabubruch: die Feindbilder werden eindeutig stigmatisiert. Wenn ich lese, daß man nichts wissen wolle von *Weicheiern wie Michael Jackson*, dann sieht man im Extrem, was damit gemeint ist. Und wenn ein Skinhead zu seiner Selbstdefinition sagt: *Abgrenzung vom gesellschaftlichen Spießerleben, gute Freunde, gute Musik, Zusammenhalt, Gegensatz zum langhaarigen Kifferdreck* (nach Farin/Seidel-Pilen 1993, S. 133), so sind das sprachlich noch harmlose *Spießerleben* und der *langhaarige Kifferdreck* anderer jugendlicher Subkulturen die Grenzen, zwischen deren sich in diesem Fall fast ein traditionelles Idyll zu verstecken scheint: *gute Freunde, gute Musik*. Diese rabiaten Extreme haben wohl kaum Chancen, größere allgemeine gesellschaftliche Wertschätzung zu gewinnen — sie sind aber auch der geradezu verzweifelte Versuch, dieses Aufgesogenwerden von der Gesellschaft zu vermeiden.

Aber auch abzüglich der gerade zitierten Härten scheint distanzierte Lockerheit verschiedener Form im Jugendtrend der Zeit

zu liegen. Nach wie vor gilt das Ideal, *cool* zu sein. Dem entspricht auch jene von amerikanischen Jugendkulturen der Schwarzen kommende Technik, negative Begriffe für positive Bewertungen zu haben. Vor ein paar Jahren hatte der oben schon unfreundliche zitierte Michael Jackson einen Hit mit dem Titel *I'm bad*, was natürlich eigentlich heißt: *Ich bin ganz toll*. Anscheinend war daraufhin für eine Zeit lang für bestimmte Jugendliche *bad* das Wort für höchstes Entzücken. Solche Worte, die gefühlsmäßige Extreme ausdrücken können, gehören überhaupt zum Kernbestand typisch jugendlicher Interaktion, in der offenbar häufig der Bedarf besteht, auszudrücken, daß etwas ganz toll oder ganz entsetzlich sei. Wenn man so seit den späten 50er Jahren nachschaut, was es da gab, so sieht man zunächst eine Neigung zu Wörtern der geistigen Abseitigkeit: *wahnsinnig*, *irre*, über die sich bald niemand mehr erregte, so daß sie später, um nur einen bekannten Fall zu nennen, abgelöst wurden von dem Paradowort sexueller Provokation, nämlich *geil*. Das Lexem *geil* hat zwar gegenüber Erwachsenen einen Teil seines Provokationswertes behalten, wie der offenkundige Stolz des im "Spiegel" (29/1996, S. 98) zitierten Schriftstellers Rainald Goetz zeigt, daß er es wage, eine Art des Erlebens von Techno-Musik als das *Größte*, *Geilste*, *die Erfüllung überhaupt* zu beschreiben. In dem Wortschatz des nun schon mehrfach zitierten TechnoBabes ist dieses Wort aber offenbar schon als ganz natürlich eingegangen — es bedeutet nicht mehr viel mehr als toll: *weil's einfach so geil war im Nachtleben, so große Familie und Kuschelfeeling und so* (Spiegel 29/1996, S. 100). Was nun nach der Epoche des *geil* kommt, wird man sehen.

Damit sei diese Skizze abgeschlossen, die andeuten sollte, daß für die jugendlichen Subkulturen unter dem Spannungsschema ein Sprachverhalten zwischen Lockerheit und Drastik, nicht ohne Sprachwitz und mit einer Distanzierungsneigung, die dem modernen Sprachgebrauch auch sonst nicht fremd ist, kennzeichnend ist.

Das hat natürlich in unserer Art von Gesellschaft nicht zuletzt damit zu tun, daß viele Elemente von Jugendlichkeit wie Pop-Musik in der Freizeitkultur nicht zuletzt geschäftlich interessant sind. So verstehe ich die folgenden Ausführungen, in der prominent an junge Leute gerichteten Zeitschrift "Wiener":

"Die Folgen der Freizeitwelt der Zukunft werden jeden einzelnen von uns betreffen: Ich könnte mir vorstellen, daß die Freizeitkultur eine ewige Sozialisation aufbaut. Der Unterschied zwischen Kind und Erwachsenem ist dann nur

noch formal, nicht mehr mental existent. Ansätze dazu sieht man schon heute. Heute werden Kinder viel eher Klein- oder Früh-Erwachsene. Dafür dauert bereits heute die Adoleszenz oft bis zum 40. Lebensjahr. Ich kann mir auch vorstellen, daß durch das Entlernen und Sensualisieren der Erwachsenenwelt in die Freizeitwelt eine Entwicklung von der Gegenseite beginnt. Wir könnten so in Zukunft eine ewige Prozeßdynamik des Kindseins und der Adoleszenz bekommen." (Wiener 7/93, S. 72.)

Man kann nebenher an diesem Text sehen, wie sich die Jugendllichkeit mit distanzierender Fachlichkeit verbindet, einem anderen Trend unserer neueren Sprachentwicklung (z.B. *die Prozeßdynamik der Adoleszenz*).

2.3. Phase 2: Ausbreitung und Differenzierung des Spannungsschemas

Nun ist die Beschreibung jugendlichen Sprachverhaltens als einer Art Gruppensprache das eine, die Bewertung ihrer gesellschaftlichen Geltung das andere — aber das entscheidende, wenn man ein Bild von der veränderten Stellung solcher Sprachformen in der Symbolwelt unserer Gesellschaft gewinnen will.

Wenn wahr ist, was das Zitat am Ende des letzten Kapitels andeutet und was sich auch bei den Überlegungen zur jetzigen Gestalt des Integrationsmilieus andeutete, nämlich daß Merkmale des Spannungsschemas nicht mehr nur einfach für Zugehörigkeit zur jungen Generation stehen, sondern für ein bis an die Mitte der 40er hochgezogenes soziales Alter, ist eine Charakteristik entsprechend der Sprachformen als transitorischer Gruppensprachen kaum mehr angemessen. Wenn das Band des Spannungsschemas nicht mehr so exklusiv für die Jugend gilt, stellt sich auch die Frage neu, was die unterschiedlichen Jugend-Milieus so stark zusammenbindet, um sie gemeinsam als Instanzen einer einheitlichen Jugendkultur zu verstehen. Auch Schulze unterscheidet hier ja schon das sogenannte Selbstverwirklichungsmilieu, wie es z.B. im Kern von studentischer Jugend repräsentiert wird, vom Unterhaltungsmilieu als dem jugendlichen Trivialtypus. Auch diese beiden Milieus sind wie die entsprechenden Altersmilieus durch die Kategorie der Bildung getrennt, wobei aufgrund der veränderten Bedeutung von Schulbildung insgesamt bei den jüngeren Gruppen die Milieugrenzen anders verlaufen, als wir das bei den "Alters"-Gruppen kennengelernt hatten. Es wird bei der Jugend unterschieden zwischen jenen Grup-

pen mit höherer und mittlerer Bildung auf der einen und mit Hauptschulbildung auf der anderen Seite.

Wir haben oben schon angedeutet, daß in letzter Zeit auch das Integrationsmilieu aus den symbolischen Quellen dieser jugendlichen Milieus schöpft, so daß zu fragen wäre, wie solche Amalgamierungsformen in eine Gesamtsicht der Kommunikation in unserer Gesellschaft einzuordnen wären. Vor allem ist bei aller Milieudifferenzierung nicht zu übersehen, daß das sogenannte Unterhaltungsmilieu doch auch Merkmale einer jugendlicheren Variante von Unterschichtverhalten zeigt, was zu prinzipiell benachteiligenden Lebensplänen bei diesen Gruppen führt (vgl. Strohmeier 1993, S. 22). Das sieht man unter anderem daran, daß uns 25-jährige Arbeiter im Schnitt bei weitem nicht so "jugendlich" vorkommen wie 25-jährige Studentinnen und Studenten.

Das heißt andererseits auch, daß sich die sprachlichen Lockerungen und antikonventionellen Züge, die man in unserem Sprachgebrauch sicherlich feststellen kann, wollen sie akzeptiert werden, eher auf Stile beziehen, welche durch zusätzliche Hochkulturnähe charakterisiert sind, also aus dem Umfeld des Selbstverwirklichungsmilieus stammen. Aus der generellen Pluralisierung der Lebensmilieus folgt zwar, daß sich nunmehr die verschiedenen Milieus nicht mehr prinzipiell aneinander messen lassen, es ist aber offenkundig, daß die daraus in Demokratien zu ziehende Folgerung einer höheren Toleranz gegenüber differierender Lebensformen am leichtesten von denen geleistet wird, die dann faktisch den gesellschaftlichen Diskurs doch bestimmen. Bestimmten Milieus haftet dann doch mit hoher Wahrscheinlichkeit eine soziale Mindereinschätzung an.

Vielleicht läßt sich in diesem Zusammenhang auch der anscheinend milieuübergreifende Erfolg von Erscheinungen interpretieren, die in einem der obigen Zitate als signifikant für die Bundesrepublik Deutschland nach der Wende ausgegeben werden. Sie lassen sich in die unterschiedlichen Milieus integrieren, vermitteln damit den Eindruck von Gemeinsamkeit, wiewohl sie bei den Angehörigen der verschiedenen Milieus eine gänzlich unterschiedliche Interpretation bekommen. Der "Fall der Berliner Mauer" als ein gesellschaftliches Zeichen kann in den verschiedenen Milieus entweder als historisches Ereignis reflektiert werden (Niveaumilieu) oder am anderen Ende der Interpretationsmöglichkeiten als action-angereicherte Szene aus einer Art nationaler soap-opera (Unterhaltungsmilieu) gelesen werden. Bei der des weiteren erwähnten Verhüllung des Reichstags durch Christo

war es leicht, diesen Event symbolisch zu integrieren einerseits als avantgardistisches Kunstereignis mit reflexivem Charakter (Niveau-milieu) als (kritisches) happening (Selbstverwicklungsmilieu) oder auch als populäre action (Unterhaltungsmilieu) — logischerweise ist der Platz im Harmonie- aber auch im Integrationsmilieu schwieriger. Die love parade hat mindestens zwei symbolische Interpretationen, nämlich einerseits im Rahmen des Typus "neue Kulturszene", der zum Selbstverwicklungsmilieu paßt, und als ein Element der einer jugendlich modifizierten "Volksfestszene", die Schulze (1993, S. 330) als typisch für das Unterhaltungsmilieu ansieht. "Für die einen ist es die härteste Party der Welt, für die anderen ist es die Versammlung einer schnell wachsenden Jugendbewegung, die durch 'love and peace' die Gesellschaft verändert" — leitet der "Spiegel" (29/1996, S. 95) konsequent seinen Bericht über die love parade, jenes Großereignis, das im Sommer 1996 600.000 Anhänger der Techno-Musik in Berlin zusammenführt, ein. Daß an anderer Stelle noch festgestellt wird, "für das Goethe-Institut [sei] Techno der z.Z. wichtigste deutsche Kulturexport" (ebd., S. 92), verdeutlicht die Interpretationsambivalenz solcher gesellschaftlicher Ereignisse.

Man sieht an diesen Beispielen auch, daß sich, um zur Sprache zurückzukehren, Interaktionsformen in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses gerückt sehen, welche in die traditionelle Welt von Schriftlichkeit und Mündlichkeit nicht so recht passen wollen. Das ist nicht zuletzt eine Konsequenz der Veränderung der Leitmedien (vgl. dazu Giesecke 1992):

Die elektronischen Medien produzieren neue Formen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Das gilt für das Fernsehen, wie für die E-mail- und die Fax-Kommunikation. Dadurch werden die verschiedensten subkulturellen Stile eher öffentlich und akzeptiert. Dennoch wäre es ein gutwilliger Irrtum zu glauben, für die soziale Einschätzung und Stellung des Individuums sei es irrelevant geworden, wie man sich selbst symbolisch und damit auch sprachlich repräsentiere."

3. Neue Antworten auf neue Fragen

Wir haben versucht zu zeigen, daß ein soziolinguistischer Blick auf die Veränderungen im heutigen Deutsch, der die Pluralisierung unserer Gesellschaft nicht in sein Beschreibungsmodell einbezieht, wenig über die Bewertung von Verschiebungen im Gebrauchsspektrum unserer Sprache sagen kann, die von den sogenannten Jugendkulturen ausgegangen sind. In einem Modell, das diese gesellschaftlichen Veränderungen miteinbezieht, gibt es eigentlich keine gesamthafte Jugendsprache mehr, die ein traditionelles Kommunikationssystem unterwandern würde, wir rechnen vielmehr mit Veränderungen der akzeptierten sprachlichen Symbolisierungsgewohnheiten, die jener Pluralisierung und den veränderten medialen Bedingungen ebenso Rechnung tragen wie der gesellschaftlichen Konkurrenz, die zwischen diesen Symbolisierungsformen ausgetragen wird.

Quellen für die Textbelege

Der Spiegel, Heft 29 vom 15.7.1996.

Marie-Claire, Heft 8. 1996.

Süddeutsche Zeitung vom 3.5.1996.

Forschner, Maximilian: Über natürliche Neigungen. In: Bubner, Rüdiger u.a. (Hrsg.): Die Trennung von Natur und Geist. München 1990. S. 93–118.

Literaturverzeichnis

Bourdieu, Pierre: Die kleinen Unterschiede. Frankfurt a. M. 1993.

Brunkhorst, Hauke: Demokratie und Differenz. Vom klassischen zum modernen Begriff des Politischen. Frankfurt a. M. 1994.

Elias, Norbert: Über die Deutschen. Frankfurt a. M. 1988.

Enzensberger, Hans-Magnus: Politische Brosamen. Frankfurt a. M. 1982.

Enzensberger, Hans-Magnus: Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen. Frankfurt a. M. 1988.

Farin, Klaus; Seidel-Pielen, Eberhard: Skinheads. In: Stäblein, Ruthard (Hrsg.): Höflichkeit. Tugend oder schöner Schein. Darmstadt 1993. S. 124–142.

Finkelkraut, Alain: Die Niederlage des Denkens. Reinbek 1989.

Giesecke, Michael: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt a. M. 1992.

Löffler, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik. Berlin 1995.

- Schneider, Manfred: Der Betrug der guten Sitten. In: Stäblein, Ruthard (Hrsg.): Höflichkeit. Tugend oder schöner Schein. Darmstadt 1993. S. 44-65.
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M.; New York 1993.
- Schulze, Gerhard: Identität als Stilfrage? Über den kollektiven Wandel der Selbstdefinition. In: Frey, Hans-Peter; Haüßer, Karl (Hrsg.): Identität. Stuttgart 1987. S. 105-124.
- Sennet, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a. M. 1983.
- Strohmeier, Klaus-Peter: Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 17/93. S. 11-22.
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700 bis 1815. München 1987.